

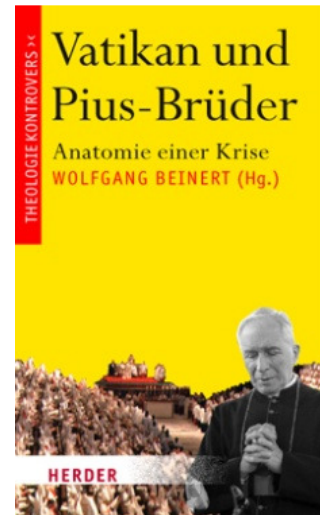
Der folgende Aufsatz ist dem neuen, von Wolfgang Beinert in der Herder-Reihe „Theologie kontrovers“ herausgegebenen Sammelband „Vatikan und Pius-Brüder. Anatomie einer Krise“ entnommen.

Mit Beiträgen von Wolfgang Beinert, Friedrich Wilhelm Graf, Stephan Haering, Helmut Hoping, Peter Hünemann, Kurt Koch, Joseph A. Komonchak, Gerhard Ludwig Müller, Hermann Josef Pottmeyer, Thomas Rigl, Ludwig Ring-Eifel, Ulrich Ruh und Magnus Striet.

Umfang: 260 S. Preis: 14,95 ISBN 978-3-451-30279-4

Veröffentlichung im Internet mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Herder-Verlages.

Ab Mai 2009 im Buchhandel.



Der Stellenwert des Zweiten Vatikanischen Konzils in der Positionsbestimmung von heute

Von Wolfgang Beinert

1. Streitfall: Konzil

Am 24. Januar 2009 verkündete Papst Benedikt XVI. die drei Tage zuvor erfolgte Aufhebung der über vier schismatische Bischöfe aus der Pius-Bruderschaft verhängten kanonischen Strafe der Exkommunikation. Das Datum ist bedeutsam: Es ist der Vorabend der 50. Wiederkehr der überraschenden Ausrufung des Zweiten Vatikanischen Konzils durch seinen vierten Vorgänger, Papst Johannes XXIII. Die Maßnahme Benedikts entfachte in weiten Teilen der katholischen Welt, insbesondere in seinem Heimatland, einen Sturm der Entrüstung, den keiner, am wenigsten im Vatikan selbst, vorausgeahnt hatte. Der unmittelbare Grund war die Leugnung des Holocaust durch einen dieser Bischöfe. Schon bald aber fokussierte sich die Diskussion auf die Bedeutung jener Kirchenversammlung. Sie war der Anstoß dafür gewesen, dass sich durch die Initiative des französischen Erzbischofs Marcel Lefebvre eine derzeit rund eine halbe Million zählende Gruppe von Katholiken bildete, aus der die Bruderschaft „St. Pius X.“ hervorging. Ihr einigendes Band war die Ablehnung wesentlicher Beschlüsse des Konzils, vornehmlich in Sachen Liturgie, Ökumenismus, Religions- und Gewissensfreiheit. Da mit der Tilgung der kanonischen Strafe anders als in der bisherigen Praxis des Heiligen Stuhls keinerlei Auflagen hinsichtlich der Anerkennung dieser Punkte verbunden waren, die Piusbrüder hingegen ausdrücklich zu Protokoll gaben, dass sie gar nicht daran dächten, ihre Position zu überdenken, geschweige aufzugeben, entstand in weiten Kreisen der Kirche und darüber hinaus der Eindruck, die vatikanische Initiative schließe irgendwie auch eine Distanz zu den Beschlüssen der Bischofsversammlung von 1962/65 ein. An Dementis der obersten Kirchenleitung wie auch der Leitung der Ortskirchen gegen diese Vermutung wurde nicht gespart – freilich ohne die Skeptiker tatsächlich zu überzeugen.

Hinter den innerkatholischen „Lagern“ nämlich stehen nicht in erster Linie Sachaussagen in den Konzilsdokumenten und darum auch nicht Differenzen interpretatorischer Art, sondern eine unterschiedliche Grundhermeneutik, betreffend die Bedeutung des Ereignisses. Drei Deutungen kristallisieren sich heraus:

Das Konzil war das düstere Ende der Kirchengeschichte. Der kirchenleitende Geist hatte sich von Papst und Bischöfen vor den neuzeitlichen Irrtümern und der Prostitution der

meisten Gläubigen mit dem Zeitgeist verabschiedet und die Kirche dem Satan überlassen. Rettung ließ sich lediglich durch Distanz vom Konzil, also durch eine Fortsetzung des alten Kirchenregiments in einer neuen, genauer: der eigentlichen kirchlichen Gemeinschaft erhoffen. Das ist im wesentlichen die Position Lefebvres gewesen. Sie äußerte sich bereits auf dem Konzil in den Voten einer verschwindenden Minorität. Da es für sie um *articuli stantis et cadentis ecclesiae* geht, also um den Kern der Kirche selbst, stürzten sie sich ohne Rücksicht auf Verluste in den Kampf gegen die Anhänger der beiden anderen Positionen.

Das Konzil ist der strahlende Neubeginn der Kirche. Diese war seit Jahrhunderten einem hinterweltlichen Obskurantismus verfallen, der zu reflexartiger Ablehnung alles Neuen geführt hatte, Gaslaternen und Eisenbahn inklusive (durch Papst Gregor XVI. im Kirchenstaat). Jetzt endlich schien das Licht der Aufklärung (französisch: *illuminisme*) in der Konzilsaula von Sankt Peter aufgegangen. Mit jugendlicher Begeisterung wurden die dort gefassten Beschlüsse alsbald in die Praxis umgesetzt – und manchmal noch ein wenig mehr als sie. Von dieser Aufbruchsstimmung war die Konzilsmajorität getragen und ein gewaltiger Prozentsatz der Kirchenglieder in der Welt. Verständlicherweise protestieren sie heftig gegen die Partisanen der ersten Interpretation, immer noch nachdrücklich gegen die der dritten, in der sie eine unzulässige Aufweichung des Konzils erblicken.

Das Konzil befindet sich in der absoluten Kontinuität mit der vorangegangenen Theologie- und Kirchengeschichte. Diese ist wie ein Fluss, welcher stetig in seinem Bett der Mündung entgegenströmt, kaum je berührt von dem, was an den Ufern vor sich geht. Die Wasser sind sich gleich; es gibt nichts wirklich Neues und Unerhörtes. Was so aussieht, lässt sich vom Kundigen unschwer in die Tradition einordnen, und wenn nicht, dann ist es auch nicht wirklich vom konziliaren Geist getragen. Diese Kontinuitätsthese wurde von vielen Theologen vertreten. Unter ihnen ragt heraus Joseph Ratzinger – Papst Benedikt XVI. Man begreift, dass im konkreten Rahmen diese Position ihre Anhänger in die unbequeme Lage dessen bringen musste, der zwischen den Stühlen Platz nimmt.

Was war das Konzil nun aber wirklich?

2. Konzil unter Konzilien

In der offiziellen katholischen Liste der Ökumenischen Konzilien hat das bislang letzte die Ordnungsnummer 21. Das „Lexikon für Theologie und Kirche“ definiert ein solches Konzil wie folgt:

„Im Unterschied zum Partikularkonzil ..., nämlich der Bischofsversammlung einer Teilkirche, versammelt sich in Ökumenischen Konzilien das Bischofs-Kollegium der Gesamtkirche und übt seine Lehrvollmacht im Hinblick auf diese in feierlicher Weise aus“ (H.J. Sieben, Bd. 7,1029).

Hinter dieser formalen Beschreibung verbirgt sich eine sehr bunte Praxis der realen Kirchenversammlungen, die beinahe jedes Wort in Frage stellt.

Nimmt man beispielshalber *Gesamtkirche* wörtlich, dann waren bestenfalls die des ersten Jahrtausends ökumenisch. Dementsprechend weigert sich die östliche Theologie, die Bischofstreffen des Mittelalters so zu qualifizieren; nur die abendländischen Kirchenvertreter waren auf diesen besser *Generalkonzilien* zu benennenden Zusammenkünften anwesend. Manchmal waren es sehr wenige. Die *Gesamtkirche* wurde von ihnen allenfalls repräsentiert. Sehr unterschiedlich waren auch die Traktandenlisten und die Ergebnisse. Während die Basisfragen des christlichen Glaubens (Christologie, Trinitätslehre) die Hauptverhandlungsgegenstände der ersten vier Konzilien bildeten, ging es in denen des Mittelalters sehr oft eher um disziplinarische und politische Probleme (Bestätigung des Wormser Konkordates: Lateran I, 1123; Kirchenreform: Lateran II, 1139; Vienne 1311/12; Konstanz 1414/18; Lateran V, 1512/17). Erst auf dem 19. Ökumenischen Konzil von Trient (1545/63) und dem 20., dem Vatikanum I (1869/70), standen wieder gewichtige dogmatische

Tractanda an – *gegen* die Theologumena der Reformatoren des 16. Jahrhunderts bzw. *für* eine Straffung der Kirchenverfassung zugunsten des Papsttums. Dementsprechend bilden sie Meilensteine für Theologie und Kirche. Sie trugen aber auch dazu bei, eine Meinung zu bilden, die später zu Diskussionen führen musste. Was Trient anging, tendierte die nachkonziliare Glaubenslehre dazu, in dessen Dekreten die absolut letzte und letztgültige Verfestigung des Dogmas zu erblicken. Weiterdenken war damit nicht wirklich katholisch. Tatsächlich wollten die Väter in Trient die hergebrachte Theologie und Praxis der spätmittelalterlichen Glaubensgemeinschaft gegen die Verfemungen der „Neuerer“ schützen. Die Dogmatisierung der päpstlichen Vollmachten 1870 stellte das Instrument des Konzils überhaupt in Frage: Konnte es so etwas noch geben, da doch der Papst ganz allein und kraft eigener Stellung „*Lehrvollmacht im Hinblick auf die Gesamtkirche*“ in unüberbietbarer Fülle zu eigen besaß? Bald geriet in Vergessenheit, dass die verabschiedeten Texte lediglich einen winzigen Teil einer im Entwurf vorliegenden Gesamtlehre von der Kirche bildeten, die aus politischen Gründen (drohender Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, damit Gefährdung der Sicherheit des Kirchenstaats) nicht debattiert werden konnte.

So versteht man die bestürzte Erregtheit, deren sich die Kirche an jenem 25. Januar 1959 bemächtigte, als der Papst nach einem Gottesdienst in St. Paul vor den Mauern den anwesenden Kardinälen seinen Konzilsplan bekannt gab. Deren Beifall war sehr erhellend. Noch am Abend telephonierte der Erzbischof von Mailand mit einem Vertrauten. *Der alte Knabe wisse gar nicht, in welches Hornissennest er gestoßen habe*, beschied er die päpstliche Initiative. Er hieß Montini und musste dann als Paul VI. weiter ins Hornissennest stoßen. Nach ersten Irritationen vor allem hinsichtlich der Ökumenizität – man meinte, der Papst habe eine Art Wiedervereinigungskongress im Auge – richtete man sich in der Christenheit darauf ein, das zweite Konzil in den vatikanischen Mauern werde in Reih und Glied als *Nr. 21* der Ökumenischen Bischofsversammlungen fungieren und rangieren.

3. Ein Konzil wie kein Konzil

Nr. 21 aber stellte sich unter mancherlei Rücksicht als Konzil wie keines vorher heraus. Das begann bei der Motivation des Papstes. In der bisherigen Geschichte waren Kirchenversammlungen nahezu stets einberufen worden *gegen* etwas – gegen eine Irrlehre, eine Disziplinlosigkeit, gegen Verhaltensmissstände, gegen zeitgeistige Laxheit. Angriffe nötigen zur Reaktion. Das aber war 1959 nicht der Fall. Gewiss gab es viele kirchenfeindliche Mächte in der Welt, vor allem den Kommunismus, der speziell Westeuropa und insgesamt die Kirche weltweit bedrohte. Doch niemand konnte neue gravierende theologische Irrtümer ausmachen, auch ethische Devianzen im globalen Maßstab ließen sich nicht denunzieren.

Johannes XXIII. machte klar, dass sein Konzil *für* etwas sein sollte. Er berief es ein, nicht damit die Kirche ihre Heere gegen einen Feind mobilisiere, sondern damit sie *sich selber* erneuere. Es sollte eine *Versammlung der Kirche für die Kirche* sein. In ihm war während seiner Tätigkeiten als Nuntius im Osten wie im Westen und als Patriarch von Venedig die Überzeugung gereift, dass es eine erschreckende Ungleichzeitigkeit von Kirche und Welt gibt. Mit dem zweiten Begriff meinte er nicht die auf *eine* biblische Wurzel (keineswegs auf den Gesamtduktus der Schrift) weisende Ablehnung des Bösen und der Sünde, die in der Diktion des Evangelisten Johannes mit der Chiffre „*diese Welt*“ (*kosmos houtos*) abgekürzt wird, sondern die auf Gott bleibend zurückgehende, in der Geschichte sich realisierende Schöpfungswirklichkeit, zu der natürlich auch die Kirchenglieder gehören. Im Verhältnis zwischen Kirche und Welt (im letztgenannten Sinn) lag vieles und seit langem im Argen.

Nur neidisch kann man heute auf die Integrationskraft der Kirche der ersten 15 Jahrhunderte schauen. Dreimal vollbrachte die Gemeinde der Christusnachfolger eine Innovationsleistung, die noch jetzt atemberaubend erscheint. Das erste Mal geschah sie im 1. Jahrhundert in der Transformation der Theologie des Alten in die des Neuen Testaments. Sie begründete das

Christentum als eigenständige Religion. Bereits gegen Ende des gleichen Saeculum beginnt der Vorgang der dialogischen Auseinandersetzung mit der hellenistischen Philosophie und Lebensgestaltung, der fast auf eine Verschmelzung beider Denkformen hinauslief. Man konnte, wenn auch nicht zu Recht, so sehr wohl nach dem Augenschein, geradezu von einer *Hellenisierung* des Christentums sprechen. Daraus ergab sich eine einzigartige Synthese von Glauben und Vernunft, die ihm eigentümlich geblieben ist. Der bisher letzte gelungene Assimilationsprozess setzt im 7. Jahrhundert ein: Südlich des Mittelmeers gingen blühende Gemeinden an den Islam verloren. Nördlich der Alpen gewann die Kirche dafür die germanischen Völker, deren Kultur in vielen und auch wichtigen Punkten übernommen wurde. Man darf an die *Satisfaktionstheorie* erinnern, die bis in die Gegenwart die Erlösungslehre dominierte. Die Vorstellung, dass Erlösung eine Genugtuung der Menschen für die in der Sünde geschehene Beleidigung Gottes sein muss, entspringt germanischen Rechtsvorstellungen. In der Neuzeit ging der Kirche diese Dynamik verloren. Die Reformation des 16. Jahrhunderts wollte u.a. die Kirche dazu bringen, die neuen Lebenswelten auf ihr Assimilationspotential wenigstens abzuklopfen. Doch der Schock, den sie den Altgläubigen beibrachte, führte zu einer Lähmung der römischen Kirche. In den folgenden Perioden und Epochen *agierte* sie kaum noch. Sie *reagierte* immer nur, und zwar mit diesem Ergebnis: Die Kluft zwischen ihr auf der einen Seite, der Aufklärung, der Technik, den Natur- und Humanwissenschaften auf der anderen wurde tiefer und tiefer. Es gab schier nur noch die *sancta Ecclesia* mit ihrer Kosmophobie hie und den *kosmos houtos* da, dem die Kirche als unrettbare Hinterwelt, als Refugium der Nichtvitalen, als Überlebensraum der Ängstlichen erschien. Sie verlor, pastoral ausgedrückt, ihre missionarische Potenz.

Das Konzil sollte der Kirche in Verfolg genau dieses missionarischen Auftrags neue Dynamik verleihen. Johannes XXIII. wählte für sein Anliegen den italienischen Begriff *aggiornamento*. Ihm entspricht kein gängiges deutsche Wort; am genauesten lässt sich ihm mit dem Neologismus *Verheutigung* näher kommen: *Giorno* ist der „Tag“, das Präfix *ag-* bedeutet „auf – hin“. Die Kirche soll sich ausrichten auf das Heute, um es zu werten und daraufhin die eigenen Aktivitäten auszurichten. Diesem Ziel entspricht es, wenn die Kirchenversammlung nicht vorwiegend definitorische (also abgrenzende: *finis* die Grenze) Intentionen, sondern eine tiefgehende *pastorale* Orientierung haben würde. Es geht um die Menschen.

Beide Begriffe wurden von der Konzilsminderheit und den späteren Gegnern des Vatikanum II in böser Weise diffamiert. *Aggiornamento* deuteten sie als Verfall der Kirche an den und in den „Zeitgeist“ der vielen *-Ismen* (wie Materialismus, Relativismus, Progressismus), die ihnen zu Gebote standen, um die Gegenwart zu verteufeln. Damit war a limine das Konzil Verfall, Abfall, ja Häresie. Noch in den jüngsten Verlautbarungen der Piusbruderschaft lassen sich diese Vorwürfe nachlesen, ein Halbjahrhundert nachher. Und sollte doch noch einer ein gutes Haar an den Konzilsbischöfen (der Mehrheit) lassen wollen, droht ihm der Totschlag mit dem Leitwort *Pastoralkonzil*. Als solches war unter negativer Perspektive die Versammlung ein Konveniat wohlmeinender alter Herren, die sich unverbindlich darüber austauschten, wie man die Seelsorge verbessern könne. Ihr wurde unterstellt, sie habe fromme Meinungen erörtert, interessante Anregungen erdacht, ein wenig auch im Arsenal der Theologie gestochert, beileibe aber keine verbindlichen Lehren verkündet. Die Dokumente des Konzils waren damit für unerheblich erklärt. Man konnte sich auf dem „Boden der kirchlichen Lehre“ dünken unter Ausschluss dessen, was da im Petersdom passiert war.

Um es nochmals ganz klar zu sagen: In der Intention des Papstes wie auch der meisten Konzilsväter ergab sich die Forderung nach *Zeitgemäßheit* gerade aus der *Sachgerechtigkeit* gegenüber der christlichen Botschaft, hinauszugehen in die ganze Welt und allen das Evangelium, also die Lehre Christi, zu predigen. Das lässt sich anders nicht machen als dadurch, dass die Jünger Christi der Völker Idiome sprechen. Solche Predigt geschieht um des Heiles willen. d. h. um der Jüngerwerdung und Heiligung der Menschen in den Völkern – also

ist sie, in der biblischen Metaphorik, *Hirtendienst, pastorales Tun*. Dabei darf man nicht übersehen, dass auch die streng theologische und die lehramtliche definitoriale Arbeit die gleiche Richtung hat und haben muss. Wenn das Lehramt definiert, dient das dem Heil, wenn es pastoral redet, redet es verbindlich – auf dem Konzil in der Gemeinschaft des Papstes und der Welt-Bischöfe mit *höchstmöglicher* Verbindlichkeit. Man wird kaum bestreiten, dass konziliare Festlegungen wie die Sakramentalität der Bischofsweihe, die Verdeutlichung des Diakonates oder der Partnerschaftlichkeit der sakramentalen Ehe einer grundsätzlichen Infragestellung innerhalb der katholischen Kirche entzogen sind. Es bedarf wohl keiner langen Bemühung zu zeigen, dass der Rekurs auf die Verbindlichkeit das interpretatorische Geschäft nicht obsolet macht. Gerade wegen der Geltung und Gültigkeit der konziliaren Dokumente sind sie Materie des Disputes, der Auslegung, der Deutung.

Bedenkt man die Leitmotive des Vatikanum II, kommt man nicht umhin zu sagen, dass es, in der Kette der Ökumenischen Konzilien stehend, durchaus eine einzig- und eigenartige Stellung besetzt. Sie wird noch durch ein anderes Faktum unterstrichen. Es wurde schon angedeutet, dass sich auf den Ökumenischen Konzilien der Vergangenheit relativ wenige Bischöfe, manchmal auch nur aus einer einzigen Region der Kirche, meist Europa, eingefunden hatten. Die nichteuropäische Welt war erstmals auf dem Vatikanum I vertreten, aber sozusagen nur topographisch. Jetzt kamen auch Bischöfe afrikanischer Bistümer – aber sie hatten nahezu alle einen englischen oder französischen Pass. Im Vatikanum II bot sich ein völlig anderes Bild: Die rund zweieinhalbtausend Prälaten kamen nicht nur aus aller Herren Länder, sie waren auch in aller Herren Länder zur Welt gekommen. Bislang war die Kirche Weltkirche allein dem Anspruch nach gewesen, 1962 zeigte sie sich erstmals in realisierter Katholizität. Die Konzilstexte sind daher auch ein Zeugnis der gesamten Gemeinschaft der Glaubenden auf dem Erdkreis – in diesem ursprünglichen Sinne *ökumenisch*.

4. Die Kirche rüstet sich

Von der Ankündigung bis zur Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils am 10. Oktober 1962 waren weit über dreieinhalb Jahre vergangen. Diese Zeit war von intensiver Arbeit erfüllt. Schon ein gutes Vierteljahr nach der Papstrede in St. Paul wurde eine „*Commissio antepreparatoria*“ mit Kardinalstaatssekretär Domenico Tardini installiert, die unverzüglich eine Aufforderung an alle Bischöfe, Ordensoberen, die katholischen Universitäten und theologischen Fakultäten richtete, Vorschläge für die Tagesordnung des Konzils einzureichen. Am Vorabend des Pfingsttages 1960 bestellte Johannes XXIII. zehn Kommissionen (*Commissiones praeparatoriae*) und drei Sekretariate. Ein Jahr später rief er das Sekretariat für die Einheit der Christen ins Leben; der deutsche Jesuitenkardinal Augustin Bea wurde sein Leiter. Im Sommer 1962, wenige Monate vor dem Konzilsbeginn, erließ der Papst die Geschäftsordnung. Fast 1000 Menschen waren mit der Vorbereitung inzwischen beschäftigt. Die Vorbereitungskommissionen waren sachlich wie personell eng an die römische Kurie und die Vertreter der römischen Theologie – sie lehrten etwa an der Gregoriana oder der Lateranuniversität – gekoppelt. Damit waren sofort zwei Handicaps gegeben. Das erste: Die Männer (Frauen gab es keine), die die Weichen stellten, waren meist prinzipiell *gegen* das Konzil. Abgesehen davon, dass es auf Jahre die Kirche in unabsehbare Arbeitsbelastungen stürzen würde, schien es auch den Geburtsfehler zu haben, dass es die Macht der Kurie arg schmälern könnte, sollten nun die aus der Welt herbeigeeilten Bischöfe besser wissen wollen, was der Kirche fromme, als sie, die ehrenergrauten Experten effizienten Kirchenmanagements. Hinzu tritt: Die herrschende Theologie, wie sie an den päpstlichen Hochschulen gelehrt wurde, war von der Neuscholastik bestimmt, einem dünnen Neuaufguss der glanzvollen hochmittelalterlichen Denkschulen, deren unerreichter Stern Thomas von Aquin war. Sie war stark rationalistisch und lief Gefahr, das Mysterium des Glaubens auf Syllogismen zu reduzieren, deren Kriterien die Logica minor, die formale Logik bot. Der aus

den Niederlanden stammende Gregoriana-Professor Sebastianus Tromp SJ lehrte, dass der katholische Glaube so einsichtig und klar sei, dass ihn nur leugnen könne, wer dumm oder bösen Willens sei. In beiden Fällen sei zwar wenig zu machen, aber die normale Mehrheit der Menschen müsse eigentlich römisch-katholisch sein. Tromp wurde zum Sekretär der wichtigen Vorbereitungskommission *Pro doctrinis fidei et morum* (*Für Glaubenslehre und Moral*) ernannt. Sie stand unter der Leitung des Kurienkardinals Alfredo Ottaviani, Chefs des damals noch so geheißenen „Heiligen Offiziums“, der nachmaligen Glaubenskongregation, eines tief frommen Traditionalisten.

75 Entwürfe oder *Schemata* gebar der Fleiß der Kommissionen. Johannes XXIII. befasste sich einlässlich mit ihnen – und er fand sie auch sehr gut. Mit einer Sitzungsperiode, dachte er, ließ sich zurande kommen. Das Konzil würde rasch über die Bühne gehen. Weihnachten 1962 sollte es mit großer Feierlichkeit zu Ende kommen. Für die Zeit danach gab es keinen Konzilsplan B.

5. Das Konzil fängt an

Die Bischöfe reisten im Oktober an – nicht gerade optimistisch. Gleichzeitig mit dem Konzil hatte Johannes die Revision des Kirchenrechts und eine stadtrömische Diözesansynode angekündigt. Die Revision wurde erst nahezu ein Vierteljahrhundert später (1983) abgeschlossen. Die Synode aber fand schon vom 24. bis zum 31. Januar 1960 statt, gewissermaßen als Generalprobe für die große Versammlung. Sie zeitigte als solche verheerende Wirkungen. Kommissionen hatten umfangreiche Dekrete erstellt über alle möglichen, auch sehr randständigen Themen (Priester dürfen nur pfarreigene Kinos besuchen und nicht in Badeanstalten in Ostia baden). In knappster Zeit akklamierten die römischen Pfarrer die Vorlagen und gingen wieder unters harte seelsorgliche Joch der säkularisierten Weltstadt. Würde das Ökumenische Konzil nur eine vergrößerte Kopie dieses kläglichen Events sein?

Am 11. Oktober 1962 sammelten sich mehr als 2.500 Prälaten zum Einzug in die Konzilsaula – ein eindrucksvoller Zug. Johannes hielt die Eröffnungsansprache, eine der bedeutendsten Reden des 20. Jahrhunderts. Er hatte intensiv selbst am Text gearbeitet, ihn wieder und wieder korrigiert. Die offizielle Fassung war zwar an entscheidenden Stellen entschärft worden, wirkte aber gleichwohl als Fanal: „*Gaudet Mater Ecclesia*“ – Mutter Kirche freut sich, lautet das Initium. Das war die Grundstimmung, die die Versammlung leiten sollte. Ihr *Procedere* war gleichfalls thematisiert.

Hier einige markante Kernsätze: Zunächst ruft der Papst auf, die Gegenwart als Zeit Gottes zu betrachten. Die Kirche muss daher „auch der Gegenwart Rechnung tragen, die neue Umweltbedingungen und neue Lebensverhältnisse geschaffen und dem katholischen Apostolat neue Wege geöffnet hat“. Daraus ergibt sich eine ganz neue Hermeneutik der Geschichte:

„In der täglichen Ausübung Unseres apostolischen Hirtenamtes geschieht es oft, dass bisweilen Stimmen solcher Personen Unser Ohr betrüben, die zwar von religiösem Eifer brennen, aber nicht genügend Sinn für die rechte Beurteilung der Dinge noch ein kluges Urteil walten lassen. Sie meinen nämlich, in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Untergang und Unheil zu erkennen. Sie reden unablässig davon, dass unsere Zeit im Vergleich zur Vergangenheit dauernd zum Schlechteren abgeglitten sei. Sie benehmen sich so, als hätten sie nichts aus der Geschichte gelernt, die eine Lehrmeisterin des Lebens ist, und als sei in den frühesten Konzilien, was die christliche Lehre, die Sitten und die Freiheit der Kirche betrifft, alles sauber und recht zugegangen. – Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergange stünde. In der gegenwärtigen Entwicklung der menschlichen Ereignisse, durch welche die Menschheit in eine neue Ordnung einzutreten scheint, muss man viel eher einen verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung anerkennen...“.

Im weiteren Verlauf umreißt Johannes die Aufgaben der konziliaren Lehrverkündigung. Die katholische Lehre muss selbstverständlich integral bewahrt werden; sie gilt dem Papst als „gemeinsames Erbe der Menschheit“. Aber sie muss weiter „so erforscht und ausgelegt werden, wie es unsere Zeit verlangt“. Dann fährt er fort:

„Denn etwas anderes ist das Depositum Fidei oder die Wahrheiten, die in der zu verehrenden Lehre enthalten sind, und etwas anderes ist die Art und Weise, wie sie verkündet werden, freilich im gleichen Sinn und in der gleichen Bedeutung. Hierauf ist viel Aufmerksamkeit zu verwenden; und, wenn es Not tut, muss geduldig daran gearbeitet werden, das heißt, alle Gründe müssen erwogen werden, um die Fragen zu klären, wie es einem Lehramt entspricht, dessen Wesen vorwiegend pastoral ist“.

Das Konzil sollte, so steht es in der italienischen Urfassung dieser Rede, ein *Sprung nach vorn* (*un balzo d'innanzi*) werden. Danach aber sah es zunächst gar nicht aus. Die römische Kurie hatte in perfekter Regie vorgesorgt, dass die päpstlichen Bäume nicht in den Himmel wachsen würden. Als am 13. Oktober die erste Generalkongregation tagte, wurden Besetzungslisten für die Konzilskommissionen verteilt. Darauf standen die Namen der Leute, die bereits in den vorkonziliaren Arbeitskommissionen gesessen hatten, also bewährt konservative Männer. Doch die List schlug nicht an. Mit Unschuldsmiene baten die Kardinäle Liénart von Lille und Frings von Köln, beide Mitglieder des Konzilspräsidiums, da sich die Väter noch nicht kannten, müssten sie sich erst beraten; man solle also die Wahl um ein paar Tage aufschieben. Brausender Beifall! Später schrieb der amerikanische Bischof Robert J. Dwyer: „Wir merkten, dass wir ein Konzil waren – und keine Klasse von Schuljungen, die man zusammengetrommelt hatte“. Die endgültigen Listen waren solche des Konzils ...

6. Konzilsverlauf

Die ursprünglichen Zeitvorstellungen stellten sich als illusorisch heraus. Die als einzige vorgesehene Sitzungsperiode erschöpfte sich im „Warmlaufen“ der Bischöfe. Kein einziges Projekt wurde unterschriftsreif, doch die Mechanismen der Verhandlungen, die Manipulationen und Machtkämpfe, die Meinungsverhältnisse klärten sich. Aus der einen wurden schlussendlich vier Sitzungsperioden.

Die endgültigen Positionen traten nach dem Vorzeichen des ersten Verhandlungstages bereits am 20. November 1962 ins helle Licht. Acht Tage zuvor wurde dem Konzil das Schema *De fontibus revelationis* unterbreitet. Thema war die göttliche Offenbarung. Wie der Titel „Die (zwei) Quellen der Offenbarung“ bereits avisiert, wird eine typisch neuscholastische These vertreten: Gott hat sich gleicherweise in der Bibel und in der so genannten mündlichen Tradition mitgeteilt. Das war aber weder die Meinung des Konzils von Trient gewesen, auf welches sich die Vorlage berief, noch entsprach die These den Resultaten der theologischen Forschung. Eine außerordentlich heftige Debatte entbrannte über der Frage, ob man das Schema überhaupt als beratungswürdig betrachten sollte. Es kam zu einer verwirrenden Abstimmung – wer dafür war, musste mit Nein votieren, wer dagegen war, mit Ja – und einem verwirrenden Ergebnis. Eine große Mehrheit sprach sich für die Rückweisung aus, doch waren es 70 Stimmen weniger als die von der Geschäftsordnung vorgesehene Zweidrittelmehrheit. Da griff der Papst ein. Er setzte von sich aus das Schema von der Tagesordnung ab und eine Koordinierungskommission ein, die bis zur nächsten Sitzungsperiode eine neue Vorlage zu erarbeiten hatte. Daraus ist einer der glanzvollsten theologischen Verlautbarungen des Vatikanum II erwachsen, die dogmatische Konstitution *Dei Verbum* über die göttliche Offenbarung.

Der Vorgang wird etwas eingehender geschildert, weil an ihm die Parteienlage und die Parteienschachzüge exemplarisch hervortreten. Die Majorität umfasste an die 80–90% der

Teilnehmer, die Minorität jedoch verfügte, weil von der Kurie getragen, über den wirkungsvolleren Apparat. Mittels seiner suchte sie die Mehrheit zu beeinflussen, manchmal regelrecht auszutricksen. Half alles nichts, steckte sich die Gruppe hinter den Papst – ab der zweiten Periode war es der vormalige Mailänder Erzbischof Montini als Paul VI. Er hatte das brennende Interesse, möglichst große Abstimmungsmehrheiten zu erzielen, und war daher geneigt, die Minderheit durch direkte Eingriffe in die Texte zu unterstützen. Daraus ist manche Irritation entstanden. Am folgenreichsten war jene, welche durch die *Nota praevia explicativa (Erläuternde Vorbemerkung)* zur Kirchenkonstitution ausgelöst worden ist. Darauf wird zurückzukommen sein.

Das Konzil hatte also viele dramatische Stunden und spannende Abläufe aufzuweisen. Dem allem kann hier nicht nachgegangen werden. Sie sind aber im Auge zu behalten: Es hat nie *das Konzil* im Sinne einer harmonischen Umarmungszeremonie der Bischöfe gegeben. Immer gab es Fraktionen und Interessenvertretungen. Es wurde natürlich auch mit hohem Ernst und tiefem Engagement um die rechten Aussagen, die treffenden Formeln gerungen. Am Ende stand ein im Vergleich zu den Vorgängerkonzilien immenses Textcorpus von 16 teilweise umfänglichen Dokumenten. In der verbreitetsten deutschen Übersetzung, dem „Kleinen Konzilskompendium“ von Rahner-Vorgrimler nehmen sie (mit den Einleitungen) nahezu 650 Druckseiten ein.

Die Inhalte haben eine klare Struktur. Es geht immer um das seit Anfang als Zentrum ausgemachte Thema *Kirche*. Hier steht wieder in der Mitte die Kirchenkonstitution *Lumen gentium*, in der das Selbstverständnis der Glaubensgemeinschaft dogmatisch dargelegt wird. Die übrigen Texte befassen sich mit den lehrmäßigen Grundlagen, mit dem inneren und äußeren Leben der Kirche und mit deren Verhältnis zu anderen religiösen Gruppierungen:

Ein *Grundlagentext* ist *Dei Verbum*, die dogmatische Konstitution über die Offenbarung, an der sich der erste große Streit entzündet hatte.

Das *innere Leben* wird thematisiert in der Liturgiekonstitution oder in den den einzelnen Ständen gewidmeten Dokumente über die Bischöfe, die Priester (2 Texte), die Ordenschristen, die so genannten Laien sowie über die christliche Erziehung, eine konziliare Erklärung. Auch das Dekret über die katholischen Ostkirchen gehört in diese Gruppe.

Das *Außenleben der Kirche* betreffen das Missionsdekret, das nicht sehr gelungene Dekret über die heutigen Kommunikationsmittel sowie die singuläre Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*, welche gleichfalls noch einmal Gegenstand unserer Betrachtungen sein muss.

Ganz neu ist der große Raum, der dem Verhältnis der Kirche zu den *Nichtkatholiken* gewidmet wird. Sie werden erstmals nicht gleich als die aus diesem oder jenem Grund zu verabscheuenden ganz Anderen verurteilt, sondern im Rahmen der Heilsgeschichte – und damit wesentlich positiver als zuvor – gesehen. Im einzelnen sind aufzurufen das Ökumenismusdekret, in dem es um die nichtkatholischen Christinnen und Christen geht, das Dekret über die nichtchristlichen Religionen und die Erklärung *Nostra aetate* über die Religionsfreiheit, in dem der weltanschauliche Pluralismus das Thema bildet.

Ein kurzer Blick in die Textgeschichte des Schlüsseldokuments *Lumen gentium* illustriert den überraschenden neuen Denkansatz der Konzilsbischöfe. Der Erstentwurf, der gegen Ende der 1. Periode, am 1. Dezember 1962, in die Aula eingebracht wurde, war ganz Fleisch vom Fleisch des neuscholastischen Traktates über die Kirche, der wohlgemerkt nicht in der Dogmatik, sondern in der Fundamentaltheologie (früher hatte sie *Apologetik* geheißen) ressortierte. Er war in den Fundamenten auf Abgrenzung nach außen ausgerichtet und auf Disziplin nach innen. Er begann mit dem Kapitel „*Das Wesen der streitenden Kirche*“, handelte u.a. vom Lehramt, dem Gehorsam und vom Staatskirchenrecht. Dieser Text war streng hierarchologisch konzipiert, d. h. die Kirche wurde von oben nach unten, vom Papst zu den Laien, betrachtet. Sie gleicht einer Pyramide. Ganz anders der definitive Text, am 21. November 1964 mit 2.151 Ja-Stimmen bei 5 Nein-stimmen verabschiedet und publiziert. Seine Leitmelodie ist die Kirche als Geheimnis, in der alle zur Heiligkeit berufen und auf dem

Weg zur eschatologischen Vollendung sind. In der Geschichte lebt sie als Volk Gottes, in dem die einzelnen innerkirchlichen Gruppen wie Bischöfe, Priester, Ordensmenschen oder amtlose Gläubige zum Wohl des ganzen Kirchengefüges wie der Welt auf Grund der gleichen Würde als Christinnen und Christen miteinander im Dienst des Herrn stehen. Man kann an ein Netz denken. Typus dieser Kirche ist Maria. Sie ist „Bild und Anfang der in der kommenden Weltzeit zu vollendenden Kirche“ (LG 67).

7. *Gaudium et spes* oder der Geist des Konzils

Beim Streit um die Interpretation des Konzils beschwören die Disputanten gern den „wahren Geist des Konzils“, den man mit oder gegen den „Buchstaben“ retten müsse. Natürlich sind sie immer versucht, ihn auf der eigenen Seite wehen zu sehen, wohingegen auf der jeweils anderen der Ungeist sein düsteres Wesen treibe. Was und wo aber ist der *echte* Konzilsgeist? Die Frage kann man eigentlich problemlos beantworten. Muss er sich nicht in dem Dokument finden, das als einziges wirklich ein Dokument des Konzils ist, will sagen: das nicht auf eine Arbeit der Vorbereitungs-gremien zurückgeht, sondern ein genuines Kind des theologisch-pastoralen Wollens der Kirchenversammlung ist? Wenn es einen derartigen Geist gibt, dann muss er aufzuspüren sein in der *Pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute*, deren berühmt gewordenes Initium „*Gaudium et spes – Freude und Hoffnung*“ lautet.

Dieses Dokument hat in mancher Hinsicht einen eigenständigen Charakter. Mit 23.335 Worten ist es der weitaus längste Text des Konzils, mit seiner von allen anderen abweichenden Gliederung ein Unicum, mit der Disparatheit seiner Themen eine Art Arche Noah, in der die unterschiedlichsten Sachfragen überlebten. Ihm eignet auch die umständlichste Entstehungsgeschichte. Der Name verrät bereits, dass es in großer Nähe zur dogmatischen Kirchenkonstitution zu orten ist. Noch in der ersten Sitzungsperiode hatten die Kardinäle Suenens und Montini dafür plädiert, dass das Thema Kirche in zwei separaten Abteilungen angegangen werden solle – die eine für das Selbstverständnis der Glaubensgemeinschaft, die andere für die Relation Kirche – profane Weltsituation. Eine ad hoc berufene Konzilskommission machte sich an die Arbeit. Das Ergebnis waren acht Textfassungen, über deren letzte am 7. Dezember 1965, am vorletzten Tag des Konzils, abgestimmt wurde: *Ja* votierten 2.309 Bischöfe, *Nein* deren 75. Paul VI. setzte *Gaudium et spes* noch selbigen Tages in Kraft.

Wo zeigt sich nun die innerste Intention, der authentische Wille, die Seele des Konzils? Man kann sie vielleicht an drei Aussagen besonders deutlich erblicken. Sie sollen zitiert werden:

„*Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände*“ (Nr. 1). – Der erste Satz im Vorwort der Konstitution macht nochmals den pastoralen Anspruch geltend, der nach dem Willen des einberufenden Papstes leitend sein sollte. Hier bringt sich das inkarnatorische Prinzip des Christentums zur Geltung: Gott ist Mensch geworden *für uns Menschen und um unseres Heiles willen* (Credo). Wenn seine Kirche einen Sinn haben soll, dann müssen auch ihre Glieder die gleiche Lebens- und Handlungsausrichtung haben, auf die alle Aktivität ausgerichtet, von der her sie bestimmt werden muss.

„*Da alle Menschen eine geistige Seele haben und nach Gottes Bild geschaffen sind, da sie dieselbe Natur und denselben Ursprung haben, da sie, als von Christus Erlöste, sich derselben göttlichen Berufung und Bestimmung erfreuen, darum muss die grundlegende Gleichheit aller Menschen immer mehr zur Anerkennung gebracht werden*“ (Nr. 29). – Die Väter verklammern das inkarnatorische Prinzip mit der Schöpfungsordnung, also mit einer patrologischen Perspektive. Damit wird deutlicher noch als schon im ersten Text einem exklusivistischen Religionsverständnis gewehrt. Es stehen nicht Christen gegen Nichtchristen,

Gläubige gegen Ungläubige, sondern die Menschheit ist aufgrund der Schöpfung eine unzerstörbare Einheit. Daraus kann die Kirche ihre Katholizität erst ableiten: Die Fülle der Gnade Gottes ist der ganzen Schöpfungswirklichkeit gegeben.

„Mit Rücksicht auf die unabsehbare Differenzierung der Verhältnisse und der Kulturen in der Welt hat diese konziliare Erklärung in vielen Teilen mit Bedacht einen ganz allgemeinen Charakter; ja obwohl sie eine Lehre vorträgt, die in der Kirche schon anerkannt ist, wird sie noch zu vervollkommen und zu ergänzen sein, da oft von Dingen die Rede ist, die einer ständigen Entwicklung unterworfen sind“ (Nr. 91). – Man kann hier vom pneumatologischen Aspekt des Konzils reden. Seine Väter sind überzeugt, dass sie in der Tradition der Kirche stehen, aber auch, dass die Dynamik der Geschichte nicht außer Betracht bleiben kann, will die Kirche sich nicht dogmatistisch zu einer bloßen Ideologiegemeinschaft verfestigen. So haben sie unbefangenen Mut zur Lücke, kindliches Vertrauen auf die Zukunft. Das aber ist christlich nur dann gegeben, wenn einer erfüllt ist vom Vertrauen auf den Heiligen Geist, der nach dem Glauben der Kirche ihr eigentlicher Leiter ist. Von ihm hatte Jesus bereits gesagt, dass er die Jünger in *alle Wahrheit einführen* (wörtlich: *den Weg in die Wahrheit leiten*) werde. So wie diese also den Jüngern noch nicht ganz bekannt war, ist zu supponieren, dass es sich auch in den späteren Epochen so verhalten wird. Das Ende dieses Weges ist das Ende der Geschichte.

Diese drei Passagen enthalten viel Sprengstoff. Die Problematik des Alten und Neuen ist der Glaubensgemeinschaft eingestiftet seit der Jerusalemer Versammlung des Jahres 48 oder 49, die man manchmal, nicht ganz exakt, *Apostelkonzil* heißt: Können Heiden der neuen Christengemeinde zugehören ohne die Tradition des mosaischen Gesetzes zu übernehmen? Wie steht das Neue zum Alten? Diese Frage wird zum Kristallisationspunkt der nachkonziliaren Auseinandersetzungen. So wird die Pastoralkonstitution auch zum Kristallisationspunkt der Konzilsinterpretation. Sage mir, was du von *Gaudium et spes* hältst, und ich sage dir, wie du zum Vatikanum II stehst.

8. Treue zur Tradition

Nimmt man die Mentalität und den Reformwillen der Konzilsmehrheit zur Kenntnis, so erhebt sich nochmals mit theologischer Dringlichkeit die Frage nach der Verwurzelung der Väter in der kirchlichen Tradition. Zielsicher schwirren denn die Pfeile der Konzilsgegner haarscharf auf diesen Punkt. Die Kirchenversammlung wird disqualifiziert als Verrat an der Überlieferung, als Abweichung vom unbeirrten Kurs der Kirche durch die Jahrhunderte. Erhärtet sich dieser Vorwurf, dann wäre die Lösung von Geist und Buchstabe ihrer Dokumente in der Tat oberstes Gebot.

Schauen wir aber näher zu. Die vorkonziliare neuscholastische Theologie war gewiss traditionell. Aber der Raum und Bereich ihres Denkens war Richtung Vergangenheit begrenzt durch die mittelalterliche Theologie. Richtung Zukunft konnte es schwerlich arbeiten, da die Herausforderungen der Gegenwart nicht aufgenommen werden konnten, wenigstens soweit sie über die Muster des seit dem 13. Jahrhundert Gesicherten hinaus gingen. Sie standen unter dem Verdikt des *Syllabus Pius' IX.* (1864), der neben manchem bis heute Bedenkenswerten ein Sammelsurium von Verboten nahezu aller Lebensgrundlagen der modernen Welt enthält: Demokratie und Sozialismus, Weltoffenheit und Religionsfreiheit. Charakteristisch für diese Engführung ist die Gotteslehre. Schaut man sich ein theologisches Lehrbuch um die Mitte des 20. Jahrhunderts an, ist keine oder nahezu keine Rede von den Gottgedenken der Neuzeit wie Kant oder Hegel oder Feuerbach – allenfalls rangieren sie als *adversarii*, als Gegner. Eine Auseinandersetzung mit ihren Theoremen, die inzwischen Millionen Menschen bewegten, gibt es nicht. Man kann die gleiche Tendenz noch im durchaus nachkonziliaren *Katechismus der katholischen Kirche* (1993) beobachten: Im Register kommt das Stichwort *Evolution* nicht

vor. Die nicht erst im Darwinjahr bewegte Auseinandersetzung wird auch nicht ansatzweise aufgegriffen.

Die Treue zur Tradition, genauer: zu einem Teil der Tradition, erweist sich also als steril. Zur missionarischen Aufgabe der Kirche lieferte sie keinen Beitrag. Tertullian hatte gesagt, Tradition sei das Feuer, nicht die Asche. Die neuscholastische Theologie wahrte sorgsam die Asche. Sie hatte aber immensen Einfluss, da sie an den römischen theologischen Hochschulen gelehrt wurde, deren Hörer die Elite des kirchlichen Nachwuchses war. Die meisten Bischöfe in der Aula von St. Peter waren durch sie in ihrer Jugend geprägt worden.

Der konziliare Neuaufbruch ist wesentlich den bischöflichen Beratern (*Periti*) zu danken, oft Professoren, die bis zum Vorabend der Versammlung vatikanischen Zensurmaßnahmen unterworfen waren, oder die jung und unverbraucht aus den zwar wenigen, aber doch vorhandenen anderen Schulen der Theologie gekommen waren. Beispiel für den ersten Fall ist Karl Rahner, für den zweiten Joseph Ratzinger, den der schon erwähnte Kölner Kardinal Frings zu seinem Begleiter erkoren hatte, für die dritte Gegebenheit kann die Tübinger Katholische Schule benannt werden. Auch sie waren vorbehaltlos davon überzeugt, dass die kirchliche Überlieferung eine unaufgebbare und unverminderbare Bezeugungsinstanz des Glaubens ist, nur bezogen sie die *gesamte* Überlieferung von den Anfängen des Christentums bis in die neueste Zeit ein. Zudem war für sie Tradition im theologischen Verständnis eben nicht bloß die Asche der Vergangenheit, sondern das Feuer des Anfangs, welches lebendig bewahrt werden musste. Das aber, so stellte sich rasch heraus, war nur möglich, wenn auch die anderen Bezeugungsinstanzen (*loci theologici*) wie Schrift und Glaubenssinn der Gläubigen (LG 12) für die Wegortung herangezogen werden.

Das Konzil nahm beherzt das Wagnis eines Denkens ohne Geländer auf. Die Väter klammerten sich nicht mehr ängstlich an der Theologie des Thomas, oder was man dafür hielt, fest, sondern suchten erstlich und letztlich der Menschen *gaudium et spes, luctus et angor* zu erkennen, zu werten und zu heilen – mit allen verfügblichen Mitteln. Dazu rechnet ohne Wenn und Aber die Tradition. Ihrem Kern nach ist sie die Meditation der göttlichen Offenbarung in der Zeitgestalt. Weil nun jede Epoche der Kirchengeschichte unmittelbar zu Gott, vom Gottesgeist geleitet ist, hat sie Zeugenqualität für die nachfolgenden Generationen. Die Kirche muss, im Konzil versammelt und in allen anderen Situationen, den Blick zurück werfen – um der Zukunft willen. Dieser Blick zurück hat alle bisherigen Glaubenserkenntnisse im Auge zu behalten, aber nicht um ihrer selbst, sondern um der Offenbarung willen. In der Kirche geht es nie ums Alte – auch nicht ums Neue – um ihrer selbst willen, sondern es geht ums Ursprüngliche, um Gottes Heilswillen. Sie ist also, um ein glückliches Wort des hl. Bernhard von Clairvaux aufzugreifen, *ante et retro oculata* – *nach hinten und nach vorwärts schauend*.

Daraus und vom erwähnten Ansatz beim Schöpfungsverständnis aus erklärt sich die tatsächlich in der Situation von 1960 als revolutionär gefühlte Wende des Konzils nach außen, namhaft zu machen durch die Begriffe Ökumenismus, nichtchristliche Religionen, Religionsfreiheit, – und die entsprechenden Dokumente. Man sah: Die *anderen* sind nach Gottes Willen Geschwister der Christgläubigen: „Der Geist Christi hat sich gewürdigt“, die getrennten Kirchen und Gemeinschaften „als Mittel des Heiles zu gebrauchen“ (UR 3). In den anderen Religionen begegnen der Kirche Zeugnisse der Präsenz Gottes und so muss sie sagen: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist“ (NA 2). Am spektakulärsten erschien die Zubilligung der Religionsfreiheit, zumal sie Päpste des 19. Jahrhunderts wie Gregor XVI. und Pius IX. mit harschen Worten verworfen hatten: Dem Irrtum kann man keinen Raum gewähren. Wie aber bereits die ersten Worte der Konzilserklärung *Dignitatis humanae* signalisieren, geht das Konzil, indem es „die heilige Tradition und die Lehre der Kirche“ befragt, „aus denen es immer Neues hervorholt, das mit dem Alten im Einklang steht“ (Nr. 1), von der Würde des Menschen aus, welche in seiner Gottebenbildlichkeit gründet. Sie realisiert sich in der Freiheit, die zuhächst angefordert wird,

wenn sich der Mensch Gott glaubend zuwendet. Glaube ist die Form der Liebe zu Gott und deswegen von Grund auf frei. So wenig eine erzwungene Liebe (wir nennen sie Vergewaltigung), so wenig ist ein erzwungener Glaube logisch und erst recht sachlich denkbar.

Neues hervorholen, das mit dem Alten im Einklang steht – von dieser Programmatik war schon die Eröffnungsansprache Johannes' XXIII. getragen. Das Konzil war nicht veranstaltet, um

„die Lehre der Väter wie der alten und neueren Theologen weitläufig zu wiederholen, denn Wir glauben, dass Ihr diese Lehren kennt und sie Eurem Geist wohl vertraut sind. Denn für solche Disputation musste man kein Ökumenisches Konzil einberufen. Heute ist wahrhaftig nötig, dass die gesamte christliche Lehre ohne Abstrich in der heutigen Zeit von allen durch ein neues Bemühen angenommen werde. Heiter und ruhigen Gewissens müssen die überlieferten Aussagen ... daraufhin genau geprüft und interpretiert werden“.

Genau dem versuchte die Versammlung gerecht zu werden.

Ein Schlüsselwort ist *vestigia*. Das Konzil bewegt sich auf *Spuren* – vor allem auf den Spuren Christi (LG 7,40; AG 1,24; GS 22), dann der Apostel Petrus und Paulus (NA 5), des Aquinaten (GE 10; LG 18; DV 1) und endlich der beiden Vorgängerkonzilien von Trient (DV 1) und 1870 im Vatikan (LG 18; DV 1). Typisch ist der Passus aus dem Vorwort von *Die Verbum*, der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung, in der es um die getreue Weitergabe des Gotteswortes geht:

„Conciliorum Tridentini et Vaticani I inhaerens vestigiis, genuinam de divina revelatione ac de eius transmissione doctrinam proponere intendit ... – (Das Konzil) beabsichtigt, indem es den Spuren des Trienter und des Ersten Vatikanischen Konzils folgt, die echte Lehre über die Offenbarung und über deren Weitergabe vorzulegen, damit die gesamte Welt im Hören auf die Verkündigung des Heiles glaubt, im Glauben hofft, im Hoffen liebt“ (DV 1).

Dem Textband des neuen Herderschen Konzilskommentars von 2004 ist ein Verzeichnis der zitierten Quellen und Dokumente beigegeben, das zehn eng bedruckte, zweiseitig gesetzte Seiten umfasst. Dem lehramtlichen Stil entsprechend werden auf über sechs Spalten Eigendokumente aufgelistet. Gut zwei Spalten nennen die Konzilien und Synoden vom ersten Ökumenischen Konzil von Nikaia (325) an. Unter den anderen Listen interessiert uns die der Kirchenväter und Theologen vor allem. Sie nimmt mit gut sechs Spalten den gleichen Raum wie die lehramtlichen Dokumente ein. Es fällt auf, dass nicht nur westliche Väter wie Augustinus, sondern auch zahlreiche östliche Zeugen herangezogen werden, darunter auch nicht sehr bekannte wie Andreas von Kreta oder Germanus von Konstantinopel. Deutlich merkt man: Die Überlieferung soll in möglicher Breite aufgerufen werden. Unter den nachpatristischen Theologen nimmt selbstredend Thomas von Aquin den ersten Platz ein (28 Erwähnungen), aber zu Wort gebracht werden auch Albert der Große, Bonaventura, Nikolaus Cabasilas, Petrus Canisius und sogar Adolf von Harnack (Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. I, Freiburg–Basel–Wien 2004, 939–949). Während die vorkonziliare Theologie *in* der Tradition gelebt hat, lebt das Konzil *aus der Tradition*. Es kreist nicht um sich selber, sondern reicht das Feuer weiter.

So ist von den oben rezensierten Konzilsinterpretationen gewiss die Kontinuitätsthese die zutreffende. Nur darf man Kontinuität nicht als eine gerade Linie des steten Aufstiegs verstehen. Die Kirche ist nach dem dritten Eucharistischen Hochgebet „*auf dem Weg durch die Zeit*“. Dieser Weg aber ist voller Biegungen, scheinbaren Umwegen und Umleitungen, immer neue Landschaften durchquerend, unerwartete Ausblicke schenkend. Der Gottesgeist führt zu unvorgedachten Überraschungen. Zu ihm und damit zur Kirche gehört die Kategorie

des *Neuen*. Gerade sie versichert sie des Bleibens auf dem Pfad Gottes. Eine Kirche, welche bleibt, wie sie ist, bleibt hingegen nicht.

9. Gravamina

Warum haben alle diese Überlegungen nicht die Kritik am Konzil verstummen lassen? Dafür sind objektive und subjektive Gründe geltend zu machen. Einer der *objektiven Gründe* liegt darin, dass nicht alle Blütenträume gereift sind – wie realistischerweise wohl auch zu erwarten war. Wer einer Wiederholung des Pfingsttages entgegengefeiert hatte, einem Gipfelsturm zu geistlichen Höhen, einem neuen liturgischen Frühling, der sah sich enttäuscht. Als Dollpunkt der Kritik wird gern auf den Besuch der Sonntagsmesse verwiesen. Die sei trotz aller schönen Reformen nicht nur nicht voller geworden, sondern immer mehr verödet. Das ist kaum ganz anzufechten, nur beweist die Statistik, dass der Befund nicht mit dem Konzil zusammenhängt. Seit 1949 geht die Zahl der *Dominicantes* kontinuierlich zurück. Die Liturgiereform macht sich nur ganz minimal und nur für kurze Zeit positiv bemerkbar (W. Damberg, *Pfarrgemeinden und katholische Verbände vor dem Konzil: G. Wassilowsky, Zweites Vatikanum – vergessene Anstöße, gegenwärtige Fortschreibungen*, QD 207, Freiburg-Basel-Wien 2004, 9–30, vor allem Grafik S. 11). War möglicherweise die Reform zu spät gekommen oder nicht konsequent genug durchgeführt worden? Man hatte zwar nun die Möglichkeit, die Texte in der Muttersprache zu hören, aber wurden sie dadurch auch schon verständlicher? Und sollte die Christen tatsächlich der Horror vor dem Neuen gepackt haben, warum sind sie dann nicht in Scharen in den ruhigen Hafen der Pius-Brüder eingelaufen, wo alles beim Alten bleibt?

Viel folgenreicher für eine Negativbilanz sind die unbestreitbaren Schwachstellen der Konzilstexte. Es wurde schon kurz angedeutet, dass deren viele auf eine durch die Auseinandersetzungen in der Konzilsaula verursachte Ambivalenz zurückgehen, die es den verschiedenen Richtungen mit ihren gegensätzlichen Interessen gestattete, sich auf „ihren“ Text zu berufen und ein positives Votum abzugeben. Klar ist, welcher Geist das Konzil beseelte und wie die Mehrheit gestimmt war. Von den maximal 2.700 Bischöfen stand im Höchstfall eine Zahl von 300 Sympathisanten den Minoritätsthese nahe. Aber die verabschiedeten Texte sind nicht immer konsonant. Vor allem im Zentrum Ekklesiologie ist das unschwer nachweisbar. Die vorkonziliare hierarchologische Lehre beißt sich mit der *Communio*-Theologie des ersten Jahrtausends, welche das Konzil wieder favorisierte. Auf der einen Seite ist die Kirche Christi „wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten auch selbst Kirchen heißen“ (LG 26) und sind die Hirten zusammen mit dem Papst mit dem Charisma der Unfehlbarkeit ausgestattet (LG 25). Andererseits kann der Papst jederzeit ad nutum (nach Gutdünken) seine Vollmacht ohne Bischöfe und ohne Rücksicht auf die Ortskirchen und den dort zutage tretenden Glaubenssinn (LG 12) ausüben (Nota praevia 4). In einer großen Spannung stehen, um ein weiteres Beispiel anzuführen, die Festlegungen über das Verhältnis Schrift – Tradition: Steht die Tradition unter der gegenwärtigen Lehre der Kirche oder stehen beide unter dem Wort Gottes, wie es uns die Heilige Schrift vermittelt? Es wäre ferner zu reden über die schwer wiegenden Unterlassungen der Kirchenversammlung beispielsweise zur Verpflichtung der Christen gegenüber den armen Völkern, über die Lage der Frauen, über die Kurienreform und manches weitere.

Man schmälert nicht die historische Bedeutung des Vatikanum II, wenn man auf diese Webfehler mit dem Finger zeigt. Es ist in der Konzilsgeschichte niemals so gewesen, dass die Verlautbarungen einer solchen Versammlung das schiere Ende und der Gipfel von Kirchenlehre und Kirchenpraxis gewesen sind. Es hat überdies immer sehr lange gedauert, bis sie jeweils rezipiert oder endgültig nicht rezipiert worden ist, und es ist immer die Meditation über die göttlichen Geheimnisse erweitert und vertieft worden.

Die gegenwärtig die Kirche umtreibende Konzilsopposition, exemplarisch in den Pius-Brüdern verkörpert, wird aber offensichtlich nicht allein von diesen objektiv durchaus denunzierbaren Schwächen des Konzils geleitet. Sie wäre sonst sachlich, argumentativ, integrativ und versöhnungsbereit. So aber zeigt sie sich generell nicht. Die Unverfrorenheit und Schärfe vieler ihrer Verlautbarungen ist schon sehr bemerkenswert. Das lässt die Vermutung aufkommen, subjektive Gründe, näher psychologische Untiefen drängten sie zu ihrem Verhalten. Man kann sie mit drei Sachkomplexen kennzeichnen, die miteinander eng zusammenhängen:

Angst: Die Traditionalisten werden gewöhnlich den Fundamentalisten zugeordnet. Sie erachten das Bestehende als das Sakrosankte, das Hergebrachte als das Maßstäbliche, das Vergangene grundsätzlich als die gute alte Zeit. Was war, ist und muss bleiben die Grundlage allen Agierens. Die Forschung ist sich einig, dass die Ursache des Fundamentalismus in allen seinen Formen eine flottierende Angst ist. Damit ist gemeint: Der Fundamentalist fürchtet sich nicht nur, wie jeder Mensch, vor bestimmten als böse empfundenen Widerfahrnissen (Krankheit, Isolation, Examen), sondern vor dem großen Ganzen, vor der Gegenwart, vor den anderen Meinungen – kurz: Das Heute ist die böse neue Zeit. Wer aber Angst hat, sucht Sicherheit; wer vor allem Angst hat, sucht Sicherheit um jeden Preis. Man kann sie nur gewinnen, wenn das Alte, das Bekannte, das Kindheitsprägende das Ewige ist. Daher der Kampf um die „ewige Messe“, die aber de facto sich stets in der Geschichte gewandelt hat. Wir wollen hier nicht psychologisieren und auch niemanden anklagen. Aber müsste man nicht die Dinge aus der Perspektive der Pneumatologie heraus anschauen? Der Heilige Geist macht alles neu, weiß die Kirche seit eh und je, und sie vertraut furchtlos, dass er sie in der konkreten Geschichte führt wie zu allen Zeiten.

Exklusivismus: Sicherheit findet man in der Burg, in der unangreifbaren, hochgebauten Festung. Ohne Bild: Flottierende Angst mildert sich wenigstens durch Stärkung der Identität in Verbindung mit dem Aufbau eines soliden Feindbilds. Zwei Gruppen entstehen: WIR – d. h. die Guten, die Frommen, die Lieblinge Gottes – und DIE DA (DIE ANDEREN) – d. h. die Kinder Satans, die Häretiker, die Ketzer, die Gottlosen. Themen wie Ökumenismus, Religionstheologie, Gewissensfreiheit, Freiheit der Religion sind unter diesen Auspizien absolut negativ besetzt und eine heillose Verwischung der Weltordnung.

Ritualismus: Die Menschen haben immer die Angst mit Magie bekämpft. Wenn man religiöse Vorschriften skrupulös beachtet, religiöse Zeremonien fehlerlos vollzieht, heiligmystische Formeln (wie in der Tridentinischen Messe gefunden) makellos spricht, dann – und nur dann – wird Gott sich gnädig erweisen. Oft ist damit eine quantifizierende Mentalität verbunden. Man konnte lesen, dass die Pius-Brüder für die Lösung aus der Exkommunikation über eine Million Rosenkränze gebetet haben. Dann kann Gott den Papst eigentlich gar nicht mehr anders beeinflussen.

Wir müssen uns mit dieser kurzen Skizze begnügen. Es sollte nicht vergessen werden, dass die Kontroversen um das Konzil, seinen Stellenwert und seine Zukunftsbedeutung nicht einzig und allein durch theologische Denkformen, erst recht nicht nur durch intellektuelle Argumentationen geleitet werden. Gerade deswegen muss befürchtet werden, dass der Streit nicht so schnell beendet, dass die endgültige Konzilsrezeption auf sich warten lassen wird.

10. Und wie weiter?

In den Wirren um die Piusbrüder ist erfreulicherweise zum einen die Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils von neuem sichtbar geworden. Die katholischen Kirchenführer vom Papst angefangen haben sich ausdrücklich zur Geltung seiner Beschlüsse bekannt. Die Pius-Brüder haben das ebenso ausdrücklich bisher nicht getan. Insofern sind die Fronten klar zutage getreten. Man muss dafür dankbar sein. Aber eine bloße formale Akzeptanz des Konzils genügt nicht. Es reicht nicht, ihm Weihrauchkörner wie weiland den antiken Göttern

zu opfern. „Auf dem Boden des Konzils“ zu stehen, genügt nicht: Man muss sich von ihm in Bewegung setzen lassen.

Das geschieht noch lange nicht und lange nicht überall. Diese Fragen lassen sich nicht beantworten: Wie verträgt sich die Rede von der bischöflichen Kollegialität mit der Bedeutungslosigkeit der Bischofssynoden oder der mangelhaften Kommunikationspolitik des Heiligen Stuhls auch den Bischöfen gegenüber? Wie kann man unablässig von Ökumenismus reden, aber sich vor allen ökumenischen Taten hüten? Wie sollen sich die Gläubigen als Gottes Volk erfahren, wenn sie von einem erstickenden Zentralismus gegängelt werden? Erklärt sich vielleicht die notorische Benevolenz Roms gegenüber den Piusbrüdern, die eine Parallel- und Gegenkirche errichten, und die ebenso notorische Strenge gegenüber „Linken“, die solches niemals tun, aus der Präponderanz des hierarchologischen Kirchenbildes durch die oberste Kirchenleitung? Wir brechen ab.

Gottes Wege sind bisweilen uneinsichtig verschlungen. Wir sollten die Hoffnung nicht aufgeben, dass die Krise ums Konzil wird, was sie dem Wortsinn nach ist: Scheidung aus Entscheidung. Der Eindruck einer Marginalisierung des Konzils hat unerwarteter Weise zu einer neuen Vitalisierung vieler Christinnen und Christen geführt, verbunden mit einer Rück-, für viele Neubesinnung auf die Ereignisse vor fünfzig Jahren. Wir sind uns viel tiefer bewusst geworden als zuvor, dass der von Papst Johannes XXIII. angekündigte balzo d'innanzi, der Sprung nach vorn, noch lange nicht vollzogen ist. Die Kirche ist noch immer „im Sprung gehemmt“ (Helmut Krätzl); sie wird aber um ihn nicht herum kommen. Sie bedarf der dringenden Klärung der immer noch ungelösten Fundamentalfrage: Wie reagiert die Gemeinde der Christusgläubigen auf die Anforderungen der Gegenwart? Wie erspürt sie die Zeichen der Zeit (GS 4,11 u. ö.)? Und wie ist ihre Gestalt: Prävalent hierarchisch oder prävalent kommunional?

Mag sein, dass sich die Antwort angesichts der alten und der neuen Probleme der Kirche erst wieder auf einem weiteren, das letzte zur Höhe leitenden Konzil, dem Vaticanum III finden lässt – *vestigiis Concilii Vaticani II inhaerens*.